

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Karlsruher Zeitung. 1784-1933 1931

177 (1.8.1931) Wissenschaft und Bildung Nr. 31

Friedrich Gundolf †

Von Will Scheller.

Der Name, der berühmte Name des Mannes, der als ein geistiger Führer der Jugend, von Tausenden verehrt, hingebungsvoll seines Amtes waltete, dieser Name, nun, aller Welt unermutet, mit dem Todeskreuz versehen, ist zuerst als der eines Dichters laut geworden, eines jungen Menschen, dessen Verse Stefan George in seinen „Mätern für die Kunst“ einem begrenzten Leserkreis begünstigt. Und so berührt es eigentümlich, feststellen zu müssen, daß das letzte Buch, das Friedrich Gundolf herausgegeben hat, ein Band „Gedichte“ gewesen ist, mit dem er, der Bahnbrecher einer neuen Art von Gedichtschreibung, gleichsam das Wort erfüllte, das Stefan George einst, noch ehe Gundolf in die Bahn seines unerhörten Aufstiegs eingetreten war, an ihn gerichtet hatte:

Warum so viel in fernem Menschen forschen und in fagen lesen,
Wenn selber du ein Wort erfinden kannst, daß einst es heiße:

Auf kurzem Pfad bin ich dir dies und du mir so gewesen!
Ist das nicht Licht und Lösung über allem Fleiße?

Dennoch ist dieser Fleiß in Verbindung mit einem fast abnormen Gedächtnis der Hebel gewesen, der Gundolfs Wirksamkeit über die durchschnittlichen Grade des Einflusses hoch emporhob, der einem Hochschullehrer und Historiker gemeinhin erreichbar zu sein pflegt. Die Wirksamkeit selbst freilich ist weder aus rastloser Arbeit noch aus aller noch so umfangreichen Wissensfülle erklärbar. Wenn es Friedrich Gundolfs Aufgabe und Schicksal gewesen ist, eine neue Epoche der Geistesgeschichte heraufzuführen, der Mahnung des „wichtigsten Mannes“ unerachtet, den er in dieser Zeit gefunden hatte, so hat er die Lösung dieser Aufgabe, die Erfüllung dieses Schicksals der unzweifelhaft genialen Fähigkeit zu danken gehabt, das Wesen einer geschichtlichen Erscheinung aus einer Gesamtschau heraus zu deuten, die Zeit und Persönlichkeit als ein Ganzes erfährt und, in souveräner Beherrschung der philologischen und psychologischen Forschungsmethoden, die fernsten Menschen der Nachwelt wieder nahebringt.

„Keine Geschichte hat Wert, die nicht erlebt ist.“ Das ist sein Wort, und deshalb wächst seine Geschichtsschreibung aus dem Erlebnis, und seine Methode ist wahrlich nicht erlernbar oder übertragbar, da es sich für ihn nicht darum handelt, zu sammeln, sondern darzustellen. Gleichwohl ist es nicht so, als habe er Philologie und Psychologie ausgegallert; seine nicht nur, in ihren Einsichten, sondern auch in ihrer Auswirkung ungewöhnlichen Werke über Caesar und über Shakespeare, über Goethe und über Stefan George bezeugen, daß er jene beiden Geisteskräfte meisterlich beherrschte, aber sie sind für ihn nur dienende Kräfte der Gesamtschau gewesen, des geistesgeschichtlichen Erlebens.

„Ob Friedrich Gundolf“, schreiben einmal die „Nouvelles Littéraires“ in Paris, „das Bild Goethes oder Shakespeares aufbaut, ob er Julius Cäsars Ruhm verkündet oder den verdunkelten des Parazelus wieder aufleuchtet läßt, jedes seiner Werke offenbart dem einsichtigen Leser eine ganz verschiedene Auswirkung seiner Gelehrsamkeit. Die Basis eines ungeheuren Wissens, auf die er seine Synthesen aufbaut, schließt jede Zufälligkeit seiner Urteile aus... Gundolf ist vielleicht der ein-

zige Denker, der fähig ist, uns Menschen von heute ein neues Bild des Erhabenen zu errichten. Indem er unablässig die Gesellschaft der Meister und souveränen Dichter, die Gipfel der Menschheit sucht, nimmt sein Werk, das reine Forschung und Ausdeutung ist, selbst die Gestalt des Heroischen an.“

Des Heroischen! Ja, es ist immer das Heldische, dem Gundolfs Forschung und Darstellung gegolten hat, und es ist das unmittelbare, das wirkliche, zeitliche, persönliche Erlebnis des heldischen Geistesmenschen, es ist die Begegnung mit Stefan George, die in Gundolf das Bewußtsein seiner Sendung entzündet und ihn zur Beschreitung des ihm bestimmten Weges, zur Erfüllung des ihm verhängten Schicksals ertüchtigt hat. Karl Wolfskehl erzählt in seinem Buch „Bild und Wesen“ von der Stunde dieses Schicksals: wie Gundolf als junger Student einmal zu ihm kam und wie er, Wolfskehl, ganz gegen seine Gewohnheit, wie unter einem inneren Zwang, ihm sofort von Stefan George sprach und ihm Gedichte Georges vorlas. Gundolf selbst hat mich seitdem öfters staunend gefragt, wie ich denn dazu gekommen sei, ihm sofort das Letzte zu spenden. Auf diese Frage gibt es denn freilich nur die eine Antwort: es hat sein müssen. Das erfuhre ich, der gewiß ohne alle bewußte Absicht gehandelt hatte, auch Augenblicks, denn im hellen Auge des edelgestimmten schlanke Knaben leuchtete es auf, er sah einen Weg. Als er bald darauf mit Stefan George persönlich zusammenkam, da ward ihm dies Erlebnis des Dichterischen zum Erlebnis des großen Menschen, und damit waren seine eigenen Kräfte entbunden, frei zur Tat, und getragen, beschwingt, erfüllt von einer ungeheuren Lust gestaltenden Wirkens. Die ihn je und je weitergedrängt hat, die alle Begabungen seines begnadeten Geistes aufblühen ließ und auch das Längere, Spielende dieser liebenden Seele noch in ihren Dienst zwang. Denn seit sie ihm leibhaftig aufgegangen war, ist Verehrung und Gestaltung der menschlichen Größe der Inhalt von Gundolfs Leben geblieben, auf den sich in Scherz und Laune, oder in wissenschaftlicher Arbeit, ebenso wie in den Stunden der Andacht oder des Schaffens alles bezog, was er war, wollte, liebte und litt. Er ward der Geistesdichter des großen Menschen als der großen Gestalt, als der großen Wirkung. Und nur insofern, als auch sie von der Gegenwart des großen Dichters dieser Zeit entzündet wurden, sind andre, gleichaltrige und jüngere, Wege gegangen, die dem feinen in Richtung und Anstieg ähnlich sind — nicht, weil sie sich etwas von ihm angelehrt, etwas von ihm auf sich übertragen hätten, sondern weil auch ihnen das entscheidende Erlebnis der menschlichen Größe im rechten Augenblick beschieden gewesen ist.

Damals, als George jenes mahnende Wort an ihn richtete, das von der Befürchtung eines Dichters um das Dichterische spricht, konnte niemand ahnen, was in dem „edelgestimmten schlanke“ Jüngling vor sich ging. Auch Stefan George selbst konnte nicht wissen, wie da neben ihm eine Macht aufwuchs, bestimmt, das Leben wie er es täglich lebte, in den großen Erscheinungen der Geschichte aufzuspringen und mit der Rüstung einer hinreißenden Überzeugungskraft darzustellen, die Tradition des geistigen Heldentums im Aufstieg des Abendlandes nachzuweisen. Es ist das Einmalige und, wie an seinem Grabe mit Zug gesagt werden darf, Große seines in eine unerhörte Fülle von Arbeit, von geistiger Leistung ausgeströmten Lebens, daß er in einer Zeit, da alles wankt und die Geschichte selbst in der Nachwelt nimmer einen Berrspiegel zu

finden scheint, den Menschen den Begriff und das Gefühl für menschliche Größe zurückgegeben und ihnen gezeigt hat, daß und wie vom Altertum bis zur Gegenwart, von Julius Caesar bis zu Stefan George, Menschen möglich gewesen sind und immer wieder sein werden, die durch die Macht ihres Willens Herren werden in der Welt und Vorbilder für alle, die nicht Knechte sein wollen hienieden.

Gundolf hat den Menschen dieser Zeit nicht Lehren gegeben, sondern er hat ihnen das Leben geschildert, wie die der Welt überlegenen Menschen es gelebt haben, ist „Kinder der Größe“ gewesen. Die Überzeugungskraft seiner Art, zu sagen was er zu sagen hatte, ist so groß, daß vor ihr nichts bestand, was etwa dagegen sich hätte auflehnen wollen. Es ist das Erstaunliche an seinem Auftreten, daß er sofort eine Autorität war, daß auch die ältere Generation nicht etwa grämlich, sondern mit offener Freude ihn anerkannte und ihm die Liebe der Jugend nicht neidete. Gewiß wird es auch in seinem Leben Hämmlinge gegeben haben, und es hat auch nicht an bössartiger Feindschaft gefehlt: er aber hat sein Werk getan, unermüdet, und möglicherweise ist es der außerordentliche Aufwand an Lebenskraft in diesem und an dieses Werk, was seinen frühzeitigen Tod herbeigeführt hat.

Aber Gundolf, der schon als junger Mensch eine hochgeachtete Persönlichkeit, wie gesagt, eine Autorität war, ist nicht nur den Jahren nach „nicht alt geworden“ — es ist an seiner Erscheinung und in seinem geistigen Tun bis zuletzt etwas von dem Jüngling geblieben, den einst in glücklicher Stunde das Hören vom großen Dichter der Gegenwart zu dem entflammte, was zu sein ihm bestimmt war. Das Jugendhafte verlor sich nicht an ihm, und es hat auch seinem letzten Werk, dem Band „Gedichte“, die schöne Prägung gegeben. In ihm hat er noch einmal gezeigt daß ihm in all den Jahren eiserner Arbeit nicht verloren gegangen war, was Stefan George von ihm gesagt hatte, daß er selber „ein Wort erfinden“ konnte, „daß einst es heiße: Auf kurzem Pfad bin ich dir dies und du mir so gewesen.“ Gundolf starb, einundfünfzig Jahre alt. Zu früh gewiß für alle, die ihn liebten und verehrten. Aber es wirkt seltsam auf eine Betrachtung, die über diesen Tod nachdenkt, zu wissen, daß er am Geburtstag Stefan Georges erfolgt ist. Als wolle es damit andeuten, das Schicksal, daß mit dem Schmerzlischen dennoch ein tiefer Sinn verbunden sei, dem der Mensch sich zu beugen habe!

Ueber die physiologische Wirkung der Industriegase auf Pflanzen

Von Prof. Dr. Alfred Heilbronn, Univers. Münster i. W.

Daß eine Reihe, bei der Verbrennung der Kohle oder anderen chemischen Großprozessen in die Atmosphäre entweichender Gase Beschädigungen der Vegetation, also pathologische Wirkungen, hervorruft, kann, ist eine bekannte und vielfach experimentell analysierte Erscheinung. Alle diesbezüglichen Untersuchungen gingen jedoch stillschweigend von der Voraussetzung aus, die Industriegase seien entweder schädlich oder indifferent.

Daß diese Alternative richtig sei, war aus allgemeinen physiologischen Gesichtspunkten zu bezweifeln und veranlaßte den Referenten zu folgenden Fragestellungen:

Entladung zwischen Wolken und Erde, oder zwischen zwei Wolken. Die Entladung geht in Form eines elektrischen Funkens vor sich. Künstliche Blitze oder elektrische Funken können in Laboratorien erzeugt werden. Während die gewöhnlichen Blitze eine Länge von durchschnittlich drei Kilometern aufweisen, sind die künstlichen kaum über drei Meter lang. Aber schon zur Erzeugung der letzteren wird eine Spannung von nahezu einer Million Volt benötigt. Wie hoch die Spannung bei den einige Kilometer langen Blitzen sein muß, ist nicht schwer zu errechnen. Ein amerikanischer Gelehrter hat sich zur Aufgabe gemacht, die Intensität der Leuchtkraft des Blitzes zahlenmäßig festzustellen. Er hat festgestellt, daß ein Blitz von mittlerer Stärke eine solche Lichtmenge liefern würde, daß man damit 30 elektrische Lampen zehn Jahre lang speisen könnte. Diese Behauptung deckt sich mit den Beobachtungen anderer Forscher, nach welchen die einem Blitz von mittlerer Stärke zukommende Stromstärke mit 30 000 Ampère angegeben wird. Die Dauer des Blitzes soll schätzungsweise einige Tausendstel Sekunden betragen. Wurde schon zu einem dreimeterlangen elektrischen Funken etwa eine Million Volt gebraucht, so enthält ein gewöhnlicher Blitz fast 28 000 Kilowattstunden. Die Kilowattstunde mit 20 Pf. berechnet, ergibt eine Summe von 5600 Goldmark. Angenommen, der Blitz dauerte ununterbrochen eine Viertelstunde, so würde ein solches Gewitter in Geld ausgedrückt 67 200 000 M wert sein. Wie diese Energiemengen praktisch ausgenutzt werden können, ist eine Aufgabe, die unseren Ingenieuren überlassen werden muß.

Neues aus Naturwissenschaft und Technik

Autoverkehr durch die Sahara

Es handelt sich hier nicht um ein Zukunftsprojekt, sondern um einen Verkehr, der bereits existiert, der sogar schon seit mehreren Jahren existiert, ohne daß man davon bei uns bisher viel Notiz genommen hätte. Eine französische Omnibusgesellschaft, die in Algier und Marokko ein ausgebreitetes Netz von Kraftverkehrslinien unterhält, hat den Mut gehabt, ihre Führer auch in die Sahara vorzustrecken, und der Erfolg hat ihr in vollem Maße recht gegeben. Es dürfte kaum übertrieben sein, wenn man diese Wüstenreise über insgesamt mehr als 3000 Kilometer zu den interessantesten Erlebnissen zählt, die es heute überhaupt gibt. Dabei sind die technischen Mittel, deren man sich bedient, eigentlich recht primitiv. Denn zum Durchqueren der Sahara werden nicht etwa, wie man gewöhnlich annehmen möchte, Raupen- und Spezialwagen oder dergleichen verwendet, sondern ganz gewöhnliche Dreirads-Omnibusse, wie man sie auch bei uns auf allen Straßen sehen kann. Jeder dieser Omnibusse vermag außer der dreiföpfigen Besatzung acht Passagiere aufzunehmen. Die Sitze sind so eingerichtet, daß sie während der Nacht in Betten umgewandelt werden können, da Hotels mitten in der Wüste natürlich nicht zur Verfügung stehen. Aus diesem Grunde hat man auch einen besonderen Wochraum in die Wagen eingebaut. Die Besatzung besteht, wie bereits erwähnt, aus

drei Personen, nämlich einem Fahrer und zwei Mechanikern, von denen der eine gleichzeitig als Funkentelegraphist fungiert. Jeder Omnibus ist nämlich mit einer drahtlosen Station versehen, mit deren Hilfe er während der Fahrt in dauernder Verbindung mit den Endstationen bleibt, um im Falle einer Panne oder dergleichen, sofort Hilfe herbeirufen zu können. Die ganze Reise (von Algier bis Gao im Nigertal) dauert neun Tage, wovon drei auf die eigentliche Wüstenstrecke zwischen Reggan und Gao (zirka 1300 Kilometer) entfallen. Während in Nordafrika ausgezeichnete Straßen vorhanden sind, fehlen gebahnte Wege in der Wüste vollkommen. Trotzdem ist die Gefahr des Abirrens nicht sehr groß, da überall Wegweiser in Gestalt fortgeworfener, mit Sand gefüllter Benzinfässer aufgestellt sind. Mitten in der Wüste ist außerdem ein unterirdischer Benzinhälter angelegt, zu dem jeder Fahrer den Schlüssel besitzt, und aus dem er seinen Vorrat nach Bedarf ergänzt. Im übrigen ist die Tankstelle unbewacht, denn wer sollte dort wohl Benzin stehlen. Man beschränkt sich demgemäß darauf, die Tankanlage in regelmäßigen Abständen durch eigene Kraftfahrzeuge wieder aufzufüllen.

Wieviel kostet der Blitz?

Nach zu Anfang des vorigen Jahrhunderts wurde der Blitz für eine Entzündung besonderer Dünste in der Luft gehalten. Ähnliches soll auch Aristoteles behauptet haben. Die wahre Natur des Blitzes hat erst Franklin erkannt. Man versteht heute unter Blitz eine elektrische

1. Sind Industriegepfe unterhalb der Schädlichkeitsgrenze wirklich indifferent?
2. Riegt die Schädlichkeitschwelle fest oder wird sie durch Veränderung der Umweltfaktoren verschoben?

Im Gegensatz zu der bisher üblichen Veräucherung der Versuchssubjekte mit mehr oder weniger reinen, als giftige Bestandteile der Industrieluft bekannten Gasen, vorwiegend schwefeliger Säure, wurde in diesen Versuchen erstrebt, die Wirkung „natürlicher“ komplexer Industrieluft in Vergleich mit gereinigter, industriegepfe freier Luft zu setzen.

Erreicht wurde dies Ziel durch eine Versuchsanlage, bestehend aus einigen, im Herzen des Industriegebietes errichteten kleinen Gewächshäusern, die so konstruiert waren, daß der einen Hälfte von ihnen normale Industrieluft, der anderen Hälfte durch einen Waschprozeß gereinigte Luft in gleichen Mengen zugeführt wurde. Die Durchlüftung wurde in der Weise vorgenommen, daß jede halbe Stunde 15 Minuten lang ein Gebläse die Luft in die Versuchszellen hineinpresste. Für Gleichheit der Kohlenstoffkonzentration in den Vergleichszellen war Sorge getragen.

Entgegen allen Erwartungen entwickelten sich die verschiedenen Versuchssubjekte, Aler, Tomate, Sojabohne und Callisia in der Rauchluft keineswegs schlechter als in der gereinigten. Keiner von den im Freien in der gleichen Periode beobachteten Rauchschäden war im Gewächshaus zu sehen. Vielmehr zeigten sich die Rauchpflanzen in einer Reihe von Funktionen deutlich stimuliert. Am auffälligsten war die Rauchwirkung auf die Wachstumsgeschwindigkeit des Sprosses und des Wurzelsystems von Callisia. Hier ergab sich in 17 Tagen eine Förderung von durchschnittlich 21 Proz.; in Leitungswasserkulturen entwickelten die Pflanzen der Rauchzelle ein üppiges Wurzelsystem, vielmals mächtiger als die kärgliche Entwurzelung in der rauchfreien Zelle. Daß hier in der Tat eine Wirkung der Industriegepfe vorlag, ließ sich leicht beweisen; Callisia-Kulturen, welche nicht gewöhnliches Leitungswasser, sondern solches, welches längere Zeit zum Waschen der Industrieluft verwendet worden war, als Nährsubstrat gereicht bekamen, erwiesen sich in der rauchfreien Zelle in Längen- und Wurzelwachstum deutlich gefördert, während in der Rauchzelle keine weitere Stimulation durch diese Veränderung des Kulturmediums hervorgerufen wurde.

War Wachstumssteigerung und vermehrte Wurzelbildung ein Symptom gesteigerter assimilatorischer Tätigkeit, so erwies sich auch der Wasserhaushalt durch die Rauchluft in komplizierter Weise verändert. Durchgehend fand sich bei Callisia, Tomate und Gurke Steigerung der Öffnungsweite der Stomata, auch bei Nacht, ermittelt. Unter veränderten Bedingungen konnte jedoch genau die entgegengesetzte Reaktion erzielt werden. Auf Grund dieser Feststellung erscheinen die im Freien beobachteten Symptome von Rauchschädigung in neuem Lichte. Es wird notwendig sein, der Frage erhöhte Aufmerksamkeit zu widmen, ob die heute im Vordergrund des Interesses stehende Schädigung des assimilatorischen Apparates wirklich die primäre und wesentlichste ist, oder ob nicht, wie schon von früheren Autoren gelegentlich vermutet, aber immer wieder verworfen, die Störung des Wasserhaushaltes als früheste Rauchwirkung anzusehen sei.

Es erhebt sich die Frage, weshalb ein und dieselben Luftverunreinigungen im freien Felde Schädigung und unter den Bedingungen der Versuchszellen Stimulation desselben Objektes bewirken. Abgesehen von der Wir-

kung des Windes, der bei weitgeöffneten Stomata natürlich die Ausbreitung rauchbeeinflusster Pflanzen außerordentlich beschleunigen muß, fehlt in den Versuchszellen der Einfluß der Niederschläge, der Laubbildung und der direkten Besonnung, welche der Temperaturerhöhung wegen in den Sommerlagern begreiflicherweise vermieden werden muß. Da die Durchlüftung der Versuchszellen bei stündlich zweimal 15 Minuten währende Begabung Pausen von gleichfalls 15 Minuten Dauer aus technischen Gründen einschließt, so sinkt damit die Wahrscheinlichkeit auf volles Einfangen akuter Rauchstöße höherer Konzentration; die Rauchwirkung wird durch das Belüftungssystem gewissermaßen „gepuffert“; die Schwankungen zwischen maximaler und minimaler Rauchkonzentration sind im Versuchshaus kleiner als in der freien Atmosphäre.

So ergeben sich Bedingungen unter denen die Wirkung der Industrieluft weit unter dem Bereich der Schädlichkeit im Gebiete physiologischer Förderung bleibt. („Forschungen und Fortschritt“.)

Zur Entpolitisierung der Schule

Daß der Geschichtsunterricht in Volksschulen und höheren Schulen, zum Teil auch in den Hochschulen, erziehlige Aufgaben am Volke zu erfüllen hat, darüber herrscht allgemeine Übereinstimmung. Daß er auch dem Staate zu dienen hat, wird von ihm gefordert; und diese Forderung ist erfüllbar, solange Volk und Staat einigermaßen übereinstimmende Größen sind. Wie aber, wenn durch Reichstagswahlen oder durch Wahlen zu Landtagen, die in 17 Ländern außerordentlich verschieden ausfallen können und ausgefallen sind, sich zwischen Volk und Staat Spannungen ergeben, welche die Kongruenz von Volk und Staat zu gefährden drohen? Wer steht dann als höhere Autorität über dem Geschichtslehrer, sein Volk oder der Staat? Und wie, wenn in einem einzelnen Lande die Kräfte der politischen Parteien einander so stark die Waage halten, daß kein Mensch wissen kann, wie lange es dauern wird, daß die zur Zeit vorhandene — sagen wir einmal beispielsweise — „marxistische“ Einmännermajorität einer künftlich zusammengefallenen „bürgerlichen“ Einmännermehrheit weichen muß, um vielleicht in nicht allzu langer Zeit wieder aufzukehren?

In die ganze Problematik, die sich einerseits aus diesem freien Spiel der politischen Kräfte für den Geschichtslehrer, andererseits aus dessen Pflicht, unter entsagungsvoller Hinterrückung seiner persönlichen Werturteile dem Ganzen zu dienen, ergibt, leuchtet die „Zeitschrift für Geschichtsunterricht und staatsbürgerliche Erziehung in allen Schulstufen“, die mit dem Obertitel „Vergangenheit und Gegenwart“ unter Prof. Dr. Friedrichs Leitung im Vorjahre ihren 20. Jahrgang abschließen durfte und über deren Arbeit ein kürzlich erscheinendes Generatregister Aufschluß bietet. Wenn einmal der ironische Vorschlag gemacht werden könnte, daß Länder mit labilen Parteienverhältnissen sich je nach Bedarf, d. h. nach zufälligem Wahlausfall, zwei Garnituren von Geschichtslehrern halten müßten, von denen die eine, also etwa die „marxistische“, für die Zeit des Regiments einer „bürgerlichen“ Koalition im Wartestand zu bleiben habe, um sodann bei entgegengesetztem Wahlausfall wieder in Aktion zu treten und den „bürgerlichen“ Kollegen diese beneidenswerte Existenzform zu überlassen, so heißt das, in ernsterer Form überlegt, daß der Geschichtslehrer unmöglich das Sprachrohr heute dieser, morgen jener Partei sein kann, ganz abgesehen davon, daß er auch auf dem Gebiete der Politik beklaglich die Gefühle Anderdenkender ebenso zu schonen verpflichtet ist, wie auf dem der Religion.

In diesen Schwierigkeiten — von anderen Gründen abgesehen — ist eine verbreitete Abneigung von Geschichtslehrern gegen die Behandlung der Geschichte der Nachkriegszeit begründet, da ja gerade die Revolutionenjahre, die Frage der Reparationsleistungen, die Locarno- und Völkerverbundpolitik am stärksten subjektive Stellungnahme herauszufordern scheinen, die, wenn der Verzicht auf sie mißlingt und etwa gar noch etwas temperamentvolle Formen der subjektiven Meinungsäußerung hinzutreten, größtes Unheil am Volk anrichten können. Die Abneigung gegen Behandlung der jüngsten Vergangenheit, nach der unsere politisch stark interessierte Jugend indessen verlangt, wurde noch bestärkt durch die Schwierigkeit, den Stoff in

überprüfbarer Ordnung zu gewinnen. Aus diesen beiden Bedankengängen scheint ein Buch hervorgegangen zu sein, auf das am 11. Februar Oberstudiendirektor Dr. Bohner im Preussischen Landtag mit Anerkennung hingewiesen hat. Der Jenaer Historiker Dr. Preller hat eine Reihe von Arbeiten über neueste Geschichte fortgesetzt unter dem Titel „Die Geschichte der Nachkriegszeit und ihre Behandlung im Geschichtsunterricht an höheren Schulen“. Das Buch, zunächst für Lehrer bestimmt, ist jedoch vom gleichen Verlage ergänzt worden durch zwei Quellentexte: „Das Deutsche Reich im Weltkriege“ und „Die Nachkriegszeit“. Material für den Unterricht in neuester Geschichte liegt also in reichem Maße vor, so daß dem Benutzer schon innerhalb dieser drei Veröffentlichungen Wahlfreiheit gegenüber dem Stoff gesichert ist. Über Mangel an Stoff, über Unzulänglichkeit des Stoffes kann seit diesen Veröffentlichungen kein Geschichtslehrer mehr klagen, insofern schaffen diese Arbeiten geradezu eine neue Lage für den Geschichtsunterricht. Es ist aber auch anzunehmen, daß die Bücher ihren Weg in die breitere Öffentlichkeit finden werden. Nicht nur die sachlich-rubige Erzählung des deutschen Geschichtsverlaufs und die weitangelegte Analyse der Großmachtverhältnisse des Erdballs dürften allgemeines Interesse beanspruchen, — auch die vorangeführten schulpolitischen Erörterungen berühren Fragen, mit denen die Öffentlichkeit sich ernstlich zu befassen starken Anlaß hat. Daß jeder parteipolitische Bindung oft „Farbe“ verleiht oder da, wo sie welche findet, andere Beleuchtung zu sehen wünscht, versteht sich bei der Natur des Stoffes von selbst. Es ist aber zu hoffen, daß der unerkennbare Wille zur Sachlichkeit, von dem das Buch beherrscht ist, Schule machen möchte. Dann kann Prellers Buch zusammen mit den erwähnten Quellentexten einen wesentlichen Beitrag zu der so wünschenswerten Entpolitisierung der Schule liefern.

Zeitschriftenbau

Das Jubiläum des Kunstmars vereinigt in sich wiederum alle Vorzüge dieser einzigartigen deutschen Kulturzeitschrift. Ein reiches Sommerheft, bestimmt zu geistig anregender Unterhaltung, ohne allzu schwere geistige Belastung, bringt es künstlerisches, literarisches, kulturreligiöses und aktuell-zeitgeschichtliches. In einem Aufsatz „Deutsche Dichter als Maler und Zeichner“ zeigt Kurt Martin, wie eng verbunden oft dichterische Begabung mit bildkünstlerischer ist; zahlreiche Wiederholungen von Zeichnungen deutscher Dichter, wie Grimmschwestern, Kottwitz, Matthias Claudius, Goethe, Klopff, Chamisso, Mörike, Stifter, Fritz Reuter, Scheffel, Heine u. a., dienen zum Beweise. Sehr zu begrüßen ist es, daß der „Kunstmars“, wie auch in diesem Heft wieder durch den Aufsatz „Untergang des Kapitalismus“ von Paul Juchacz, nennend aktuelle welt- und wirtschaftspolitische Probleme in den Bereich seiner kritischen, immer von hoher, objektiver Werte aus angestellten Betrachtung einbezieht.

Zeitwende, Juli-Heft (E. S. Beck, München). — Das Eintreffen dieser trefflichen Monatschrift ist jedesmal eine geistige und gemüthliche Erfrischung. Auch dieses Heft brachte mit Freude, besonders mit dem Aufsatz von Prof. Dr. Jollinger „Die höhere Schule und der Gegensatz der Generationen“, welcher in vorzüglicher Weise das heute so viel besprochene Thema behandelt. „Die Weisheit von Thron bis Danzig“ von Lange, ist ein wehmütiger Gang durch teilweise entfremdete, deutsche Gebiete. Von Prof. Ritter stammt ein schöner Aufsatz über „die geistigen Ursachen der Reformation“. Einer der Herausgeber der Zeitschrift, F. Langenbach, spendet interessante Aufklärung mit seiner Arbeit über ein aktuelles Thema „Christlich-Sozial, Kirchlich-Sozial, Religiös-Sozial“. Ferner beginnt in diesem Heft wieder eine nordische Erzählung „Siri, Erzählung aus dem nordwestlichen Bergengebiet des 17. Jahrhunderts“ von Joh. Fallberget; sie beginnt mit kräftigen Tönen und läßt sich erwarten. Dazu die Randbemerkungen und die Randbelegungen, sowie zwei Bildbelegungen. Die Zeitschrift kann für das evangelische gebildete Haus wärmstens empfohlen werden.

¹ Weltpolitische Entwicklungslinien vom 19. zum 20. Jahrhundert, Leipzig 1922; Die Weltpolitik des 19. Jahrhunderts, Berlin 1922; Das Zeitalter des Imperialismus und des Weltkrieges (SS 74—84 in Friedrichs Handbuch für den Geschichtsunterricht), Leipzig 1928. Vgl. dazu die Abhandlung „Internationale Politik als Problem“ im Archiv für Politik und Geschichte 1928, Heft 2—3.

² Vd. V der Sammlung „Der neue Geschichtsunterricht“, Leipzig (W. G. Leibner), IV und 165 Seiten, 1931, Preis geb. 4,80, geb. 6 RM.

Im Zeichen Wagners

Dieser Tage, da die Augen der ganzen Welt wieder nach dem roten Wächter im französischen Wald gerichtet sind, ist es vielleicht nicht unwichtig, auf ein neues Richard-Wagner-Buch hinzuweisen, das trotz der literarischen Hochflut von Schriften über den Bayreuther Meister sich einen bevorzugten Platz sichern darf. Wir haben zwar anlässlich eines Vortrags seines Autors, des Karlsruher Hochschulprofessors Arthur Drews, schon einmal davon gesprochen, doch ohne damals auf den vollen wuchtigen Gedankeninhalt seines Werkes „Der Zeruegehalt von Richard Wagners dramatischen Dichtungen im Zusammenhang mit seinem Leben und seiner Weltanschauung“ (Eduard Pfeiffer Verlag, Leipzig S. 3) genauer eingehen zu können.

Das ist allerdings auch jetzt noch für den, der zwischen dem tiefergründigen Werk und einem lebenden wirklicher Mittel sein will, nicht ganz leicht. Denn um dem bislang vorwiegend nur dem engeren Kreis der philosophischen Fachgelehrten bekannter gewordenen Autor volles Verständnis zu verschaffen, genügt es kaum, daß man etwa die mit dem Titel gegebene Inhaltsbezeichnung durch ein paar referierende Worte des näheren erläutert. Andererseits ist es aber fast unmöglich, dem mit der Eigenart des Schriftstellers nicht schon längst Vertrauten den Ideenreichtum so auseinanderzusetzen, wie es dieser mit den großen Mitteln der Philosophie — vor allem spielen darin natürlich die Namen Feuerbach, Schopenhauer und Nietzsche eine bedeutende Rolle — unternommene und sehr umfangreiche (über 400 Seiten!) Versuch einer weltanschaulichen Analyse von Wagners Werk und Leben eigentlich verdient.

Am besten geht man daher wohl von dem gleich in der Widmung angebotenen Gedanken aus, der nebst der unbedingten Verehrung des Meisters auch den festen Glauben an dessen Kulturbedeutung für das deutsche Volk fundiert, womit immerhin gesagt ist, daß außer einer rein ästhetischen Betrachtung hier noch manch anderes den Leser erwartet. Ja, es geht nicht einmal so sehr um das Historische, eben als filtrierte Essenz eines Vergangenen, obwohl selbstverständlich gewisse geschichtliche Daten unvermeidbar sind und in erschöpfendem Zusammenhang zwar, aber nie pedantisch herangezogen werden, sondern es handelt sich vielmehr darum, Wagner als den „größten deutschen Künstler nach Goethe“ zu begreifen. Das Ding nämlich phrasenhaft und ein bißchen überzähnd, wenn man nicht sorgfältig den Weg andeutet, auf dem Drews sein Ziel zu erreichen sucht. Er sieht nämlich in

Wagners Musikdramatik keineswegs eine einfache Dramatisierung vorhandener Mythen oder Epen, sondern liefert den Beweis, daß Wagner — gerade darin Goethe nicht unähnlich — stets auf die Urbestandteile all dieser Stoffe zurückgriff und dann erst das aus dem Geist des germanischen Mythos Geschaute in eine seiner eigenen Zeit angepaßte Form neu schuf. Vollkommen neue Auffassungen über ihn und sein Werk sind allerdings bei solcher Methode nicht zu erwarten, jedoch eröffnet das Bildnis, das Drews allmählich von ihm entrollt, eine bisher noch selten gewonnene innere Befähigung und Festigung, und er präzisiert und vertieft die verschiedenen Einzelzüge in so umfänglicher und kluger Weise zu einem Ganzen, daß fortan zwischen Wagner dem Denker, wie er sich vorab in seinen Prosaarbeiten ausgesprochen hat, und dem genialen Schöpfer unsterblicher Bühnenwerke kein Zwiespalt mehr bestehen kann.

Doch dies nur nebenbei. Denn vorläufig dünkt uns noch wichtiger, daß Drews mit der Ansicht, Wagner habe wie so viele letzten Endes eben doch nur Dornierie geschrieben, gründlich aufräumt, daß er auf Grund einer umfassenden Kenntnis des gesamten Materials genau das Gegenteil aufzeigt und damit auch der praktischen Wagner-Pflege beachtliche Fingerzeige gibt. Ich kann mir nämlich keinen Bühnengedanklichen denken, der aus einer Wagner-Rolle, wenn er dies Buch wirklich ernstlich studiert hat, nicht eine dementisprechend sinnvolle Figur zu machen vermöchte; ich kann mir aber auch ebenjenseitig einen Zuhörer vorstellen, der nach der gewiß schwierigen Lektüre nicht heillosig genug geworden sei für die gewaltigen Menschheitsprobleme, die da vor ihm abrollen. Am eindringlichsten wird das zweifellos bei der Betrachtung des „Ring des Nibelungen“ offenbar, zugleich dem Kernstück des Buches, mit dem der Verfasser sich übrigens schon einmal vor Jahrzehnten beschäftigt hat. Auch das ist kein Zufall; denn die Dichtung am Ring entstand ja bekanntlich unter dem Einfluß der philosophischen Lehre Feuerbachs, und Wagner, der bisher im „Golländer“, im „Lohengrin“ und „Lohengrin“ noch ganz auf dem Boden einer optimistischen Weltanschauung gestanden war, neigte hier erstmals einer pessimistischeren Weltanschauung zu, erkannte darin sein wahres Wesen und stärker noch wie durch Feuerbach, ohne den die ersten Entwürfe unentbehrlich sind, fühlte er sich später dann durch Schopenhauer befreit.

Das ist aber das Wichtigste an diesem Buch, daß es sich nicht mit den üblichen Erklärungschriften identifiziert, sondern mit synthetischer Kraft und sehr scharfsinnig bis zu jenen Begriffen der Liebe und des Willens vordringt, die für Wagner ent-

scheidend wurden und die es sehr wesentlich und in erster Linie philosophisch deutet. Gleiches wiederholt sich natürlich auch bei der jeweiligen Schilderung des Entstehungsvorganges der übrigen Werke, und zwar so, daß eines das andere unterbauen hilft, daß aus den Bestandteilen und Grundelementen seiner Natur langsam zu etwas wie ein Weltbild Wagners sich herauskristallisiert, eine jeder irdischen und zeitlichen Bedingtheit entthobenen Darstellung seines wahren Seelenlebens. In diesem Sinne sind vor allem die dem „Parzifal“ gewidmeten Seiten mehr als ein bloßes Schlußkapitel, sie sind abschließende und krönende Überdau auf ein nochmals in seiner letzten Kleinheit und Reife durchleuchtetes und erschöpfendes Gesamtwerk, das in gewisser Beziehung weltentspannender wirkt als der „Faust“.

Nur einer, der wie Drews von sich sagen darf, daß er Wagner die höchsten Eindrücke seines Daseins verdankte und daß er ohne ihn nicht gelebt haben möchte, konnte den hier kurz geschilderten Gesamtengang zu Ende führen und es mit Erfolg wagen, der Gegenwart wieder zu ihrem Bekenntnis zu Wagner Mut zu machen. Keiner hat aber auch einzuweisen im Hinblick auf Wagners bevorstehenden 50. Todestag so berechtigten Anspruch, zum Gedächtnis des Meisters etwas wahrhaft Großes geleistet und damit die Wagner-Literatur um einen wertvollen Meßstein bereichert zu haben.

Im Anschluß an dieses dem Format Wagners ebenso wie seiner Menschlichkeit durchaus adäquate Werk, sei es noch gestattet, auf ein Bayreuther-Festheft kurz aufmerksam zu machen, das die „Zeitschrift für Musik“ (Gustav Bosse Verlag, Regensburg) hat erscheinen lassen. Auch viele seiner Aufsätze dienen der Sache Wagners und geben Antwort auf einige brennende Tagesfragen, so etwa, wenn Universitätsprofessor Dr. F. J. Moser sich über „Fortsetzung Wagners“ verbreitet, oder wenn Professor Dr. G. Unger über „Wagner und die deutsche Kunst“ schreibt. Andere Arbeiten von Prof. G. Wildermann und Prof. G. W. von Waltershausen nehmen zur Neugestaltung des Bühnenbildes im allgemeinen Stellung oder geben speziell zur Erneuerung einzelner Werke interessante Anregungen. Auch historische „Wagneriana“ werden in Fülle gegeben, darunter fünf unveröffentlichte Briefe. Zwölf Entwürfe zu Bühnenbildern von Wildermann schmücken das Heft, seine Rollenbeleg ist eine mit besonderer Genehmigung des Hauses Bayreuth erstmalig ermöglichter Faksimileabdruck einer Orchesterpartitur zu „Siegfried“. Auf seinen fast hundert Seiten bringt das Heft auch sonst wieder wichtige Musikmitteilungen. S. Sch